

# G. A. HAGGENMACHER'S REISE

IM

# SOMALI-LANDE

1874.

---

MIT EINER ORIGINALKARTE.

---

(ERGÄNZUNG SHEFT N° 47 ZU PETERMANN'S „GEOGRAPHISCHEN MITTHEILUNGEN“.)

---

GOTHA: JUSTUS PERTHES.

1876.



Mannes erreicht. Seine Krone hat die Form eines Schirmes, und seine Zweige berühren die Erde. Das Blatt ähnelt dem des Djau Der, ist nur etwas grösser und dunkler; der Stamm ist stets krumm, und die ganze Pflanze macht einen verkrüppelten Eindruck. Der Beyo ist viel verbreiteter, als der Djau Der und erzeugt bedeutend mehr von dem edlen Harze, das zwei Mal des Jahres gewonnen wird. Man unterscheidet drei Qualitäten des letzteren. Das Harz der ersten Ernte heisst Fesus, das der zweiten Naghua und das aus beiden herausgelesene unreine Harz Madjendel. Die dritte Weihrauchpflanze heisst Muchos. Der Muchos ist ein ansehnlicher Baum, doch nicht so gross wie der Djau Der; er hat kleine weisse Dornen und eine silberweisse Rinde. Sein Harz ist dem Fesus untergeordnet, wird aber häufig als Fesus in den Handel gebracht. Eine andere erwähnenswerthe Pflanze ist der Hodé-Strauch; ohne Stamm treiben seine Äste gleich aus der Wurzel in die Höhe und fallen dann auf die Erde zurück; die Rinde ist weiss und weich und lässt angeschnitten einen dicken Saft entfließen, der sich an der Luft zu faustgrossen undurchsichtigen, weissen Gummiknollen formt. Alle Gummisorten sind im Hochlande vertreten. Eine eigenthümliche Pflanze, die mir oft begegnete, ist die Abobo Badi Ween; die sehr kleine, zähe Wurzel treibt eine mächtige fleischige Knolle mit brauner Rinde, auf der einige kaum fingerlange Zweiglein stehen; angeschnitten giebt die Pflanze eine helle Flüssigkeit von sich. Die Euphorbien sind zahlreich vertreten, namentlich die Leuchter-Euphorbie, die jedoch nicht die Höhe und den Umfang der Abessinischen erreicht. Die zahlreichen Giftpflanzen sind den Eingeborenen meist wenig bekannt. Jedoch bereitet man aus einer Aristolochia ein gefürchtetes Pfeilgift, das unfehlbaren Tod bringt; schon eine halbe Stunde nach dem Schusse zeigen sich die Anzeichen des herannahenden Todes, Ausfallen der Haare und Zurücktreten der Augen in ihre Höhlen. Auch soll aus einer Wabey, genannten Euphorbie ein Gift bereitet werden, indem die zerhackte Wurzel bis zur Dickflüssigkeit ausgesiedet wird, und man so eine klebrige und fadenziehende pechartige Masse erhält. Einige Kügelchen davon genügen, um ein Schaf nach höchstens 2 Stunden zu tödten. Erst ganz in der Nähe des Wobi-Gebietes tritt die Adansonie auf; auch hier erreicht sie einen unglaublich grossen Umfang. Ganze Karawanen können sich in ihrem Schatten und in der Höhlung des Baumstammes lagern, deren Durchmesser oft bis fünfzehn Fuss beträgt. Weiter im Westen scheint auch die Sykomore viel verbreiteter zu sein; bei den Gallas gilt sie als heilig, unter ihrem Schatten werden die wichtigsten Berathungen abgehalten, deren Gelingen auch vom Willen des Baumes abhängt; wer, von Feinden verfolgt, sich unter den Schatten einer Sykomore

retten kann, hat damit ein sicheres Asyl erreicht. Den Wobi entlang finden sich wieder kultivirte Gegenden und zahlreiche alte Brunnen, Cisternen, Ruinen von Gartenmauern und ausländische, jetzt verwilderte Fruchtbäume. Da treffen wir Limonen, Pomeranzen, Mandeln, Feigen, Weinreben wild wachsend; Niemand denkt daran, die Früchte zu geniessen. Die heutige Landeskultur beschränkt sich auf Durrah, Mais, Weizen und Erbsen. Dem Lande der Ogadön ist der Riesenbuchsbaum eigenthümlich; derselbe erreicht eine Höhe von 3—4 Meter, und sein Holz, das jedoch dem Europäischen weit nachsteht, wird zu Löffeln, Stühlen, Peitschenstöcken und Haarkämmen verarbeitet. Der in Afrika so verbreitete Meswag (Raakbaum) ist auch hier bekannt. Bekanntlich ist die Sitte, die Zähne mit Meswag zu reinigen, von Mahommed selbst jedem Gläubigen anempfohlen; ein Gebet, mit gereinigten Zähnen gesprochen, hat einen 40 Mal grösseren Werth, als eines, das aus ungereinigtem Munde kommt. Es ist eine überaus grosse Seltenheit, dass Jemand, der dieses Zahnreinigungsmittel gebraucht, über Zahnübel zu klagen hätte.

Interessant und reich ist die Fauna des Somali-Landes. Wir erwähnen zunächst die Wanderheuschrecke; ihr sonst so gefürchtetes Erscheinen hat hier nicht die grosse Bedeutung wie z. B. in den Nil-Ländern. Gewöhnlich sind es heftige Südstürme, von denen ihre Schaaren willenlos herbeigetrieben werden. Der Somali geniesst die Heuschrecke nicht, sie ist für ihn unrein. Merkwürdig ist eine giftige, grosse, schwarze Ameise, die sich aus feiner Thonerde bis 5 Meter hohe Gebäude erbaut. Wird das Thier verfolgt oder zertreten, so giebt es einen die ganze Luft verpestenden Aasgeruch von sich; sehr oft habe ich auf meiner Reise wegen dieses unausstehlichen Gestankes die Schlafstelle wechseln müssen. Gewöhnlich nach der Regenzeit bemächtigen sich die Eingeborenen der Lehmhütten dieser Ameise, die mit herrlichem Honig gefüllt sind, welchem ebenfalls der Honigvogel nachstellt, der, wenn er nicht selbst im Stande ist, sich des Honigs zu bemeistern, die Hütten der Eingeborenen aufsucht, die ihm folgend den Honigberg eröffnen und dem Vogel seine Denunciations-Gebühren redlich bezahlen. Auch Bienenhonig ist nicht selten, doch weniger geschätzt, da er nach der Behauptung der Somalis Kopfschmerz verursacht; das Wachs wird nicht benutzt. In Härär dagegen treibt man ordentliche Bienenzucht; aus dem Honig wird ein viel genossener Wein hergestellt. Skorpione und Taranteln sind nicht sehr häufig, wohl aber ein grün und schwarz gefärbter Vierzigfüssler, dessen Stich sehr gefährlich und schmerzlich ist.

Der Wobi ist reich an Fischen aller Gattungen. Das interessanteste der in ihm lebenden Thiere scheint der sog. Flusshund zu sein, der nach der Beschreibung der Ufer-



bewohner mit dem Wasser-Schaf, Charuf el Bahr, des Weissen Nil identisch sein muss; das letztere ist von Dr. Ori in Chartum beschrieben. Fischottern (Hoor), Krokodile (Yahas), Flusspferde (Djer) und Riesenschildkröten (Din) sind im Wobi reichlich vertreten.

Wichtig und ergiebig ist die Meeresfischerei, wenn auch nicht in dem Maasse, wie im Rothen Meere. Lohnend ist besonders der Fang des Halicore Dugong, eines höchstens 3 Meter langen Meer-Säugethieres, das theils mit Harpunen, theils in eigens dazu geflochtenen Netzen gefangen wird. Die Haut dieses Thieres wird im Inlande verwerthet, während die elfenbeinartigen Zähne zu geschätzten Rosenkränzen verarbeitet werden, welche schwer gebärenden Frauen die Niederkunft erleichtern sollen; eben so sind sie ein unfehlbares Mittel gegen den bösen Blick. Die Jagd auf die gierigen Raubthiere der See, auf den Haifisch, Hundsfisch, Hammerfisch und Sägefisch beschäftigt hier etwa 30 Barken, die an der Küste zwischen Bulahar und Kerem arbeiten; die Rücken- und Schwanzflossen jener Fische werden zu feinen Arbeiten nach Indien, China und Zanzibar versandt, während das eingesalzene und getrocknete Fleisch als Luxusgericht nach Süd-Arabien und Zanzibar geht. Perlen und Korallen werden von den Fischern, bei ruhiger See natürlich, mit in Kauf genommen, doch ist die Ausbeute, wie der Schilkrötenfang, von sehr geringer Bedeutung.

Alle Amphibien werden von den Somalis verabscheut; die unheimlichsten Eigenschaften werden ihnen zugeschrieben. In tiefen Brunnen und in alten verfallenen Bergwerken, die sich im Lande der Tol Bahanta finden, soll ein weisser Molch vorkommen; ausserdem will der Somali noch einen andern grossen weissen Molch kennen, der sich jedoch nicht in der Nähe des Wassers, sondern im grünen Gras und unter grünem Laubwerk aufhält.

Die Vögel des Somali-Landes sind grösstentheils alte Bekannte aus dem Samhar und aus Abessinien. Reich an Species sind die Geier, Adler und Falken, die mit wenigen Ausnahmen die Reinlichkeits-Polizei der Ortschaften und der Vieh-Seriben bilden. Sie werden von den Eingeborenen gern gesehen, weil sie, ausser der erwähnten Eigenschaft, die dem Somali verhassten Insekten und Amphibien vertilgen helfen. Ein kleiner Falke mit weissem Gefieder verdient besondere Erwähnung. In Abessinien scheint er nicht vorzukommen, und die Eingeborenen behaupten, dass er nur der Hochebene des Somali-Landes eigen sei. Er spaltet mit wunderbarer Geschicklichkeit den Kopf der grössten Schlangen und verzehrt ihr Fleisch als Leckerbissen. Unter den bekannten Gattungen treffen wir den Ohrengeier (Babbo), Schlangengeier (Gudlé), Fischadler (Galed) u. a. Die Lebensweise dieser Raubvögel ist von Brehm und Rüppel ausführlich beschrieben worden. Wo schmutzige Leute wohnen,

sammeln sich die Geier, und in Wahrheit finden dieselben hauptsächlich in den Niederlassungen am Meere reichliche Nahrung; im Inlande zeigen die Geierschaaren die Plätze an, wo die Eingeborenen auf ihren Raubzügen gekämpft haben. Pflichtgetreu folgen sie den Karawanen und Viehheerden. Die gefallenen Kameele oder Ochsen, die es auf solchen Zügen häufig genug zu geben pflegt, sind in Zeit von zwei Stunden entfleischt, und den Hyänen die Nachlese überlassend, holen die Geier nach verrichteter Arbeit den Zug wieder ein. Überdiess sind die Falken und Geier gar keine Verächter der Heuschrecken, und als solche gehören sie mit zu den Hauptvertilgern dieser Plage. Die Wohnungen der Raubvögel sind von den Wasserstätten bedingt, in deren Nähe sie sich stets zahlreich aufhalten, besonders weil da der Versammlungsort der Heerden ist. Überdiess zieht die Nähe des Wassers eine Unzahl von Insekten an, die hauptsächlich nach Sonnenuntergang den Nachtraubvögeln ein willkommener Schmaus sind. Von den Eulen kennt der Somali nur den Ziegenmelker (Abödi), wegen seines widerlichen Geschreies verrufen. Der Abödi ist das Thier der Mährchen, des Aberglaubens. Jedermann glaubt, dass diese Eule während der Nacht den kleinen Kindern Blut aus der Nase entzieht, woran sie ersticken. An kleinen Vögeln ist hauptsächlich die zweite Gebirgskette reich. Sperlinge, Schwalben, Finken, Bachstelzen, Turteltauben, Kolibris u. a. finden sich in grosser Menge. Nichts ist einladender als ein frischer Sommermorgen im Gebirge. Kaum ist der Morgenstern aufgegangen, so tönt von Nah und Fern der feierliche Gesang (Ya Rahmet el Rahemin erhamna) der frommen Moslemin; auch in den Büschen und Sträuchern regt es sich, man hört zwitschern, dann wird geplaudert, und endlich mit den ersten Strahlen der Morgenröthe stimmt die ganze befiederte Welt, jeder nach seiner Weise, dem Herrn ein Morgenlied an. Man könnte die Thierchen um ihre Sorglosigkeit und um ihre Lieblichkeit beneiden. Da ist ein reges Leben und Treiben, ein ewiges Schauspiel, an dem man sich nie satt sehen kann. Hier fliegen Sperlinge mit gefüllten Schnäbeln in ihr geheimes Versteck, dort schiessen buntgefiederte Kolibris an unserm Blick vorüber, die spielend einander verfolgen; der eine ruft, der andere antwortet — fürwahr, viel bequemer als Liebesbriefe schreiben und mit tausend Listen die wachsame Schwiegermutter hintergehen. Doch ist auch unsere kleine, buntgefiederte Braut etwas spröde; tausend Mal entflieht sie ihrem Seladon, und tausend Mal begegnen und beliebängeln beide sich, bis die Dame endlich, verschämt einwilligend, von Ast zu Ast, von Baum zu Baum ihm folgt, bis er sie in das wohl eben vollendete Haus als Lebensgefährtin hineinführt.

Der Eingeborene hat keinen Sinn für solche Schauspiele,



doch kennt er die Vögel, die für ihn einen praktischen Nutzen haben. Er hat seine Waffen abgelegt, den Schild unter dem Haupte faulenzte er im kühlen Schatten. Doch plötzlich springt er auf, wie von einer Schlange gebissen. Was war das? Über unseren Häuptern setzt sich ein kleiner unscheinbarer Vogel nieder, es ist der Honigvogel (Mars). Er bringt entweder die Löwen und Leoparden, oder giebt Nachricht von einer sich nahenden Räuberbande, oder er führt uns zum Honigversteck.

Ängstlich und vorsichtig folgt der Somali dem merkwürdigen Thiere, das den Menschen nicht scheuend immer in seiner Nähe bleibt und beständig schreiend einige Schritte vorausflattert. Die Gebirgsbewohner behaupten sogar, an der Art seines Geschreies erkennen zu können, ob er sie zu Honig oder zu Löwen führt. Ist das Ziel der Reise ein Honigstock, so erwartet der kleine Verräther seine Gebühr an Honig und Wachs, was er dermaassen liebt, dass er oft aus der Hand seines Begleiters frisst.

Hühner und Tauben sind im Somali-Lande nur in wasserreichen Gegenden sehr zahlreich. Als Ausnahmen von den bekannten Species dieser Familien verdient das Huhn der Erwähnung. Schon vor mehreren Jahren berichtete mir Carl Piaggia, der sich während längerer Zeit bei den Niam Niam aufgehalten hatte, von einem kleinen Feldhuhn, das den Schwanz in vertikaler Richtung trage. Diese Notiz bestätigte einige Jahre später der Marquis Antinori, der diese Gattung am Anseba angetroffen hat, leider aber kein Exemplar davon erhalten konnte. Ein mit Piaggia's Beschreibung übereinstimmendes schwarzes Hühnchen traf ich im Hochgebirge, doch kaum hatte ich es gesehen, war es auch wieder spurlos verschwunden. Diese kleinen Hühner haben einen schweren und kurzen Flug, desto behender sind sie zu Fuss. Ihr Lieblingsaufenthalt ist in dichtbelaubten Flussbetten, wo sie sich gern unter den Ranken der Schlingpflanzen versteckt halten. Genauer jedoch sah ich eine röthlich-braune Perlhenne, die ganz dem gewöhnlichen Perlhuhn gleich ist und nur durch ihr röthliches Gefieder und etwas gedrungene Form sich vom ersteren unterscheidet. Hühner und Tauben, überhaupt alles Geflügel, gelten als unrein; daher kommt es, dass die Eingeborenen sich kein Hausgeflügel halten, was auch von dem Nomadenleben herühren mag, da es den Hirten schwer fallen würde, ihre Hühner auf all' ihren Wanderungen mitzuschleppen.

Die Meervögel des Tieflandes sind die uns längst bekannten Möven, Taucher, Reiher, Strandläufer. Die Taucher besonders kommen in zahlreicher Menge vor und ihr feines weiches Gefieder dürfte mit der Zeit ein gesuchter Ausfuhrartikel werden. Die Süswasservögel weisen grösseren Reichtum der Gattungen auf. Wir treffen dort den Pelikan in Masse, die hohe Fluth und die starken Brandungen des

Meeres gestatten ihm dort keinen sichern Aufenthalt, während er im Tuk und Wobi reichliche Nahrung findet. Dort treffen wir den Ibis und unabsehbare Züge von Kranichen, die in Ogadē den Durrah- und Weizen-Pflanzungen oft sehr schädlich werden. Enten und Gänse haben auch hier, wie am Weissen Nil, die Eigenthümlichkeit, dass sie auf Bäumen nisten, um dort ihre Eier auszubrüten. Sie kommen in ungeheurer Anzahl vor. Der Wobi scheint überhaupt ein Versammlungsort der ganzen Fauna des Somali-Landes zu sein. Die Eingeborenen sprachen von einem grossen Zugreih, worunter sie wahrscheinlich den Storch meinen. Die dicht- und wildbewachsenen Ufer des Wobi, die den Vögeln hauptsächlich sichern und schattigen Schutz gewähren, sind der Aufenthalt noch mancher uns unbekannter Species.

Der einzige Vogel, der den Handel interessirt, ist hier der Strauss, der im ganzen Somali-Lande vorkommt und sehr häufig getroffen wird. Sein gefährlichster Feind ist der vergiftete Pfeil der Rami, die sich hauptsächlich mit Straussenjagd beschäftigen. Da der Rami, als dem Somali untergeordnet und gleichsam dessen Leibeigener, kein Pferd besteigen darf, muss er auf diese mühsame Weise seine Beute erlegen, während der Somali den Strauss mit Pferden so lange jagt, bis er müde und ermattet niederfällt und so, ohne die Federn zu beschmutzen, sorgfältig geschlachtet werden kann. Das Treibjagen dauert oft bis 3 Stunden. Die Rami geniessen das Straussenfleisch; nicht aber die Somalis, die nur sein Fett als Medicin gegen Fieber gebrauchen. Die Eingeborenen halten gezähmte Strausse, die mit dem Vieh auf die Weide getrieben werden. In den Steppen, wo der Strauss haust, hält sich auch die Trappe, der grösste Feind der Heuschrecken, auf. Doch zieht sie sich während der trockenen Jahreszeit in die Thäler zurück, wo sie Wasser findet.

An Säugethieren ist das Somali-Land überaus reich. Am gefürchtetsten ist hier, wie überall, das Katzengeschlecht. Anstatt der Hauskatze, die von den Eingeborenen als unreines Thier nicht gehalten wird, ist die wilde Katze desto zahlreicher vertreten, doch zeigt sie sich nie in den Höfen, da sie Hühner und Tauben dort nicht findet. Fast ebenso häufig ist die Zibethkatze, die jedoch nur im Galla-Land, wo sie noch häufiger vorkommt, für kaufmännische Zwecke gejagt oder im Hause gross gezogen wird. Ihr ähnlich ist die Genetkatze, die auch Zibethgeruch von sich giebt, aber nie gezähmt werden kann. Überaus häufig ist der Leopard, von den Somalis Schebel genannt. Man kennt 3 Arten im Somali-Lande. Der gefährlichste ist der Jagd-Leopard, der sich von dem gemeinen Leoparden durch sein gelbliches, mit weniger, aber grossen Punkten gezeichnetes Fell und seinen längern und schlankern Körper unterscheidet. Viele Reisende bezeichnen den Leoparden als ein ganz feiges und



wenig gefährliches Thier, obschon er wenigstens drei Mal mehr Menschen tödtet, als der ihm an Kraft, nicht aber an Behendigkeit überlegene Löwe. Wenn die Somalis des Nachts einzeln durch ein Flussbett gehen, das stark beschattet ist, so tragen sie aus Furcht vor diesem blutdürstigen Feind den Schild im Nacken. Er ist besonders häufig in zerklüfteten, felsigen Gebirgsgegenden, dort hat daher der Reisende vor ihm immer auf der Hut zu sein. Eine sprechende Warnung geben uns an solchen Stellen die vielen Grabstätten, in denen die Opfer der Leoparden ruhen. Die Eingeborenen verfolgen das verhasste Raubthier auf alle mögliche Weise; so z. B. befestigen sie auf der äussersten Spitze eines hohen Baumastes ein Stück frisches noch blutendes Fleisch, schneiden den Ast halb durch und erwarten den gefräßigen Feind in einem sichern Verstecke. Kaum riecht das Thier das Blut, so kommt er aus seinem Felseneste hervor, nähert sich vorsichtig dem Baume und klettert langsam zu dem Aste hin, wo das Fleisch befestigt ist. Immer gefährlicher wird seine Stellung, bis endlich der Ast unter dem Gewichte des Leoparden bricht und das Thier in die Tiefe fällt. Das gestürzte, meist verwundete Thier wird dann, ehe es fliehen kann, von dem Jäger mit der Lanze erstochen. Im Somali-Lande, wo der Gebrauch der Feuerwaffen noch nicht bekannt ist, sind Löwen und Leoparden leicht durch einen blinden Schuss fern zu halten. Wenn der Leopard hungrig ist, greift er den Menschen an wie er ihn trifft, und wenn er in seinem Sprunge verhindert wird, so richtet er sich an seinem Opfer empor, die Krallen im Rücken einfleischend, um die Gurgel zu durchbeissen. Ein starker, muthiger Mann kann ihn jedoch ohne grosse Mühe bemeistern, wenn er ihn an der Kehle erwischen kann. Schwer vom Leoparden zu unterscheiden ist der Panther (Harematt), ersterem an Kraft, Grösse und Muth überlegen. Zum Glück ist er nicht so behende wie der Leopard, und kommt seltener vor. Im Somali-Lande giebt es eine Eule, deren heiseres Geschrei ganz demjenigen des Leoparden gleicht und den aus dem Schlafe aufgeweckten Wanderer oft irre führt.

Der Löwe (Libah) ist beinahe eben so stark verbreitet wie der Leopard, doch ist er im Allgemeinen weniger gefürchtet, weil er dem Menschen die Vertheidigung durch seine offenen Angriffe ermöglicht. Überdiess vergreift er sich selten an Menschen, da er sich an der reichen Jagd und am Hornvieh hinreichend sättigen kann. Ein Somali erzählte mir, dass er auf einem Eilmarsche nach Ogadän eines Abends ganz ermüdet sich unter einem Dornbusch zur Ruhe legte, um den folgenden Morgen seine Reise fortzusetzen. Die Müdigkeit siegte, er schlief den festen Schlaf des Gerechten. Am Morgen als er aufwachte, bemerkte er zu seinem Ärger, dass die Sonne schon aufgegangen war,

und wollte, um die verschlafene Zeit einzuholen, gleich wieder aufbrechen. Als er um sich blickte, bemerkte er einen mächtigen Löwen, der neben ihm lag, und an den er in der vergangenen Nacht seinen Schild gelehnt hatte. Beide betrachteten sich, bis der Mann sich langsam erhob und seine Waffen an Ort und Stelle lassend den Ort verliess. Auch der Löwe erhob und entfernte sich in einer andern Richtung, und der Reisende konnte seine Waffen holen und seine Reise fortsetzen. Es ist selten, dass der Löwe einen einzelnen Wanderer angreift, wenn derselbe ruhig seinen Weg fortsetzt. Sollte er aber von Hunger getrieben dennoch angreifen, so ist es nach der Aussage der Eingeborenen am besten, ihn immer langsam, den Dolch in der Hand, zu verfolgen, jedoch näher als Sprungweite. Es scheint, dass er die Lanze weniger fürchtet als das Dolchmesser; denn alle Somalis, die sich mit Löwen in Kämpfe eingelassen haben, stimmen darin überein, dass das Messer die einzige Rettung sei. Löwenfelle sind lange nicht so theuer wie in Abessinien; für 3 Pfd. Sterl. kann man das Fell eines schönen männlichen Löwen kaufen.

In den westlichen Provinzen des Somali-Landes kommt der schwarze Leopard häufig vor, doch wird sein Fell selten auf den Markt gebracht, weil die Galla dasselbe als Schmuck vorzugsweise gern tragen und theuer bezahlen.

Der Gepard kommt überall vor, doch widmet man ihm, weil er nicht gefährlich ist, keine Aufmerksamkeit, obwohl sein Fell zu verwerthen ist.

Wie mit den zahmen Katzen, verhält es sich auch mit den Hunden; der Somali hält sie nicht, schon weil der Koran dieselben für unrein erklärt, und weil der Hund ihm als ein ganz unnützer Fresser erscheint. Sehr zahlreich sind dagegen Schakale, Hyänen und ein im Samhar nicht gekannter Fuchs vertreten. Letzterer soll in grosser Anzahl seine Jagdzüge unternehmen und wird durch seine Überzahl den Menschen und dem Vieh gefährlich; ja, man erzählt, dass der Löwe seinen Zügen ausweicht. Es darf dieses Thier nicht mit dem gemalten Hund verwechselt werden, der hier auch vorkommt und wie der obengenannte Fuchs in Gesellschaft jagt. Doch ist letzterer mehr ein Bewohner des Tieflandes, während ersterer nur in den Gebirgen sich aufhält. Die Hyäne ist nicht so häufig, wie ich nach den Erzählungen der Eingeborenen vermuthete. Doch giebt es verschiedene Arten: die gestreifte, die schwarze, die Todtengräber-Hyäne, und nach der Beschreibung der Somalis den Hyänen-Hund, ein grauer Hund mit spitzer Schnauze und kleiner Mähne. Der letztere wird ebenfalls unter den Namen Woraba (Hyäne) mit einbegriffen. Die beiden ersteren sind den Eingeborenen besonders verhasst, weil sie unter Anderem auch kleinen Kindern nachstellen. Der Schakal ist das verbreitetste Raubthier; man unterscheidet



zwei Abarten, die eine mit schwarzer Rückenzeichnung, und die andere mit gewöhnlichem Fuchspelz. Der Schakal gehört mit zur Reinlichkeits-Polizei der Dörfer; was die Geier und Hyänen übrig lassen, wird vom Schakal vollends aufgezehrt; heulend umkreist er die Wachtfeuer der Karawanen und ist nicht ungern gesehen, weil er die Annäherung gefährlicher Raubthiere durch seine Flucht anzeigt.

An Affen ist das Somali-Land arm; man kennt ausser dem Pavian (Dayer) keine Art, dieser aber kommt in grosser Menge vor und bewohnt hauptsächlich die Wasserplätze. Der Pavian lebt in grossen Familien mit echt patriarchalischen Gewohnheiten. Possirlich ist das Treiben und Leben dieser Thiere anzusehen. Auf grossen Felsblöcken und Bäumen sitzt ein ganzer Stamm von bis 60 Mitgliedern, Männchen und Weibchen. Von weitem erkennt man an ihrer Grösse und ihren schönen Pelzen die ausgewachsenen, kampffähigen Männchen, und unter diesen ist wiederum durch seine Position in der Mitte der Versammlung, so wie durch seine imposante Grösse der Grosspapa, der Stammhüptling von den übrigen Männchen leicht zu unterscheiden. Das Haupt der Bande eignet sich alle Weibchen an, und wehe den übrigen Genossen, wenn sie es wagen sollten, seine Damen zum Ehebruch zu verleiten. Auch scheinen die holden Frauen keine grosse Neigung zu zeigen, sich mit der jüngern Generation in Liebesverhältnisse einzulassen, denn sie sind sämmtlich um das greise Haupt versammelt, dem sie das Ungeziefer vom Leibe lesen. Die anderen Männchen übernehmen gegenseitig das wichtige Amt, sich vom Ungeziefer zu reinigen. Die verschiedenen Familien führen oft hartnäckige Kriege; wenn zwei Männchen sich in die Haare gerathen, so vertheidigen sie stets mit der linken Hand die Geschlechtstheile, während ihr fürchterliches Gebiss und die rechte Hand als Offensiv-Waffen dienen. Bleibt ein Stammhüptling in der Schlacht liegen, so entsteht eine allgemeine Familienbalgerei um den Besitz der Weibchen. Jeder galante Jüngling nimmt zwei bis drei derselben in seinen Arm und sucht sich mit ihnen so schnell wie möglich auf seinen Felsblock zu retten. Doch geht die Fahrt nicht so schnell als er hofft, denn es kommt ein zweiter, dritter Buhle und entreisst ihm eine oder zwei der Liebchen; während er um das verlorene kämpft, wird ihm auch das dritte entrissen. So dauert der Kampf mit abwechselndem Glück zwei bis drei Stunden fort, bis endlich einige der Nebenbuhler den Todesbiss erhalten haben und der Sieger sich als unabhängiger Monarch an die Spitze der übrig gebliebenen Treuen stellt, um den Platz seines seligen Vorgängers einzunehmen. Der Glaube der Eingeborenen, dass der Pavian eine von Gott verfluchte Menschenrasse sei, stammt aus Arabien und schützt diese Thiere vor der Verfolgung der Menschen.

An Nagethieren weist das Somali-Land verschiedene Arten auf. Die Rattmaus ist sehr selten und kommt nur in den Niederlassungen der Küste, aber nicht im Inland vor; desto häufiger trifft man dagegen eine kleine röthlich-braune Feldmaus, die sich aber selten in die Hütte der Eingeborenen wagt. In den Wäldern findet man eine Art Eichhorn, das auch wie das unsere bald auf Bäumen und Sträuchern, bald auf der Erde sich herumtummelt, jedoch nicht so gross ist, und anstatt des röthlichen ein graues Fell hat; es entwickelt, wie unser Eichhörnchen, grosse Lebhaftigkeit und Munterkeit und wehrt sich mit vielem Muth gegen unerwartete Angriffe.

Die Gazellen und Antilopen sind das einzige Wild, das von den Eingeborenen des Fleisches wegen gejagt wird. Ich erwähne den Gerenul, eine grosse, rothe Antilope mit Gemshörnern; das Gosley ist eine Art Beni Israel-Antilope, grösser als die gewöhnliche Gazelle und auch einfarbig. Aul ist die gewöhnliche Antilope mit weissem Hintertheil, und Dero die Gazelle. Sehr häufig ist die Beza-Antilope, die hauptsächlich in den Niederungen zahlreich ist, während das Agasemi (Godes) mehr die waldigen Theile der Hochebene bewohnt. Seltener, aber bekannter und mit den beiden in der Grösse übereinstimmend, ist die Lyk-Antilope; dieselbe ist röthlich gefärbt, ohne Zeichnung und mit starken, kurzen, nach hinten gebogenen Hörnern. Den zahmen Wiederkäuern wird ein späteres Kapitel gewidmet sein. Hier ist allenfalls noch die Giraffe anzuführen, deren Haut zur Verarbeitung von Schildern verwerthet wird. Grosser Verbreitung erfreuen sich die Dickhäuter. So sind namentlich die Wildschweine, ein Leckerbissen für den Europäer, in grosser Anzahl vorhanden; doch Niemand der Inländer würde ein solches auch nur mit der Lanzenspitze berühren, geschweige denn tödten. Ja, die Furcht, von demselben verunreinigt und so für den Himmel untauglich gemacht zu werden, ist so gross, dass ein aufgeschrecktes Wildschwein einen ganzen Trupp Männer in die Flucht jagen kann. Ganz anders ist's mit dem Rhinoceros, auf welches der Hörner und der Haut halber häufig Jagd gemacht wird. In Ermangelung der Feuerwaffen erwartet der Jäger sein Wild an der Wasserstätte, wo er einen nahen Baum besteigt, um von dieser geschützten Stellung aus mit vergifteten Lanzen das Thier zu tödten. Viele Somalis behaupten, dass man dasselbe mit dem Pferde jage und mit Lanzenstichen tödte, doch scheint mir diess ziemlich fabelhaft. Die Hörner des Rhinoceros werden in's Ausland verkauft, wo sie in der Hand der Künstler zu höchst gefälligen Trinkgefässen umgearbeitet werden, denen z. B. in der ganzen Türkei die Eigenschaft beigelegt wird, die daraus genossenen Gifte unschädlich zu machen. Aus den dicken Häuten dagegen werden nette kleine Schilde verfertigt, mit regel-



mässigen geometrischen Figuren geschmückt; auch macht man daraus künstlich gearbeitete Peitschen. Die Hippopotami werden, weil sie weniger gefährlich sind, häufiger erlegt; die Haut derselben ist noch geschätzter, wie diejenige des Rhinoceros, weil sie nicht nur ebenso dick, sondern sehr weiss ist und viel reinere Arbeiten liefert. Das Hippopotamus wird harpunirt, weil es, sobald es sich verwundet fühlt, in's Wasser zurückeilt.

Die Jagd auf die sehr häufigen Elephanten (Morodi) wird am fleissigsten betrieben, doch ist sie nur mit ungewöhnlichen Anstrengungen, Entbehrungen und unter grossen Gefahren auszuführen. Gewöhnlich setzt sich der Jäger, der eine Elephanten-Heerde erblickt hat, zu Pferde, reitet auf halbe Speerwurfweite an das schönste Thier heran, dem er ohne Gefahr beikommen kann, und versetzt demselben den ersten Stoss. Verfolgt das verwundete Wild den fliehenden Reiter, so ist es unnütz, den zweiten Wurf zu thun; denn da der wüthende Elephant den Jäger an jeden beliebigen Ort verfolgt, so kann der letztere leicht das Thier in die Nähe seines versteckten Jagdgehülfen bringen, der dem Elephanten mit dem Schwerte die Gelenksehne des Hinterfusses durchschneidet, wodurch das Thier im Gehen gehindert wird und leicht getödtet werden kann. Doch wehe dem Jäger, wenn sein Pferd ermüdet oder stürzt, da ist das Entkommen sehr schwer, und die Rettung nur durch schnelles Verstecken möglich, wenn das Terrain Felsblöcke oder dichtes Gestrüpp zu dem Zwecke bietet; denn der Elephant ist sehr ungeschickt im Auffinden eines Versteckes.

Oft wird der Elephant mit vergifteten Pfeilen oder Lanzen erlegt. Er macht Wanderungen von unglaublicher Ausdehnung, ihn schreckt kein Terrain-Hinderniss, keine dornige Wildnis ab; überall bricht er sich Bahn. Dem in den Handel gebrachten Quantum von Elfenbein nach zu urtheilen, beschäftigt sich nur ein kleiner Theil der Bevölkerung mit Elephanten-Jagd, und man darf annehmen, dass die Anzahl dieser Riesenthier eher zunimmt, als sich vermindert. Die Elephanten-Haut ist im Inlande nicht so geschätzt, wie diejenige der vorher erwähnten Dickhäuter.

Ein im Somali-Lande nicht selten vorkommendes, sehr interessantes Thier ist das Zebra; es tummelt sich in grossen Heerden auf der mächtigen Hochebene herum, wo sein Hauptweideplatz ist; nur während der trockenen Zeit zieht es sich in die Nähe der Gebirge, um Wasser zu finden. Der Somali stellt demselben nicht nach, weswegen auch sehr selten Zebra-Häute auf dem Markte gesehen werden. Es zeigt keine grosse Furcht vor dem Menschen, nur vor Kameelen oder berittener Mannschaft flüchtet sich die ganze Heerde, bevor man ihnen auf Schussweite nahe kommen kann.

Häufiger noch wie das Zebra ist der wilde Esel; doch ist er nicht schwarz wie der wilde Esel des Sudan, sondern grau mit schwarzen Streifen über die Vorderschenkel und Kniee. Er ist viel grösser, kräftiger und geschmeidiger wie der zahme Esel, aber nach hinten etwas abschüssig gebaut. Weder der wilde Esel, noch das Zebra lassen sich zähmen.

### III. Ethnographie und Ethnologie.

1. Die Volksstämme des Landes. — 2. Sprachliches. — 3. Volkscharakter. — 4. Sittlichkeit. — 5. Religion. — 6. Zeitrechnung. — 7. Gebräuche. — 8. Nahrungsmittel und Kleidung. — 9. Gesetze.

*Die Volksstämme des Landes.* Die Verschiedenheit des Ursprunges der das Somali-Land bewohnenden Stämme mag die Ursache sein, dass die Somalis keinen einheitlichen Volkstypus haben. Das einzige Kennzeichen, das fast jedes Mitglied dieser verkommenen Räubernation brandmarkt, sind die vielen Narben; auch erfreuen sich alle eines wild wuchernden, durch Kalkschminke gelbroth gefärbten Haarwuchses. Im übrigen trifft man sogar in derselben Familie Männer von ganz verschiedener Gesichtsbildung, die einen mit dünnen, zusammengepressten Lippen und Adlernasen, andere mit aufgeworfenen Lippen und dicken Nasen. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich ganz allgemein durch schöne zierliche Formen, durch kleine Hände und Füsse und gelenkiges Wesen aus; aber alle diese Eigenschaften verdeckt ihre grenzenlose Unreinlichkeit. Von den benachbarten Gallas durch Verschiedenheit der Religion und auch

Haggenmacher's Somali-Land.

räumlich durch hohe Gebirgsgegenden getrennt, halten sich die Somalis auch fremd und feindlich von allen anderen Ausländern zurück.

Betrachten wir zunächst die Achdam, eine Stammgruppe, die fast die niedrige Stellung einer Paria-Kaste einnimmt. Die Achdam zerfallen in drei Stämme, von welchen der der Tumalod der angesehenste ist. Diese bilden eine aus allen Stämmen des Landes und Sklaven aus allen Nachbarländern zusammengesetzte ethnische Mischung, die zugleich den Charakter einer Zunft, nämlich der Schmiedezunft, angenommen hat. Dieselben dienen theils, weil sie schwere Arbeit verrichten, zum Spotte, da hier nur unnützes Umherlungern den Freien ziert, theils auch, weil sie Ehen mit den übrigen Achdam abschlossen. Übrigens sind sie fleissige und geschickte Arbeiter; sie sind dem Stamme, mit welchem sie zusammenleben, tributpflichtig und stehen unter der Gerichtsbarkeit desselben. Kein freier Somali betritt das Haus eines Schmiedes, auch begrüsst er